Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 13

Artikel: Die Glocken von Isola Bella
Autor: Fischer, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573763

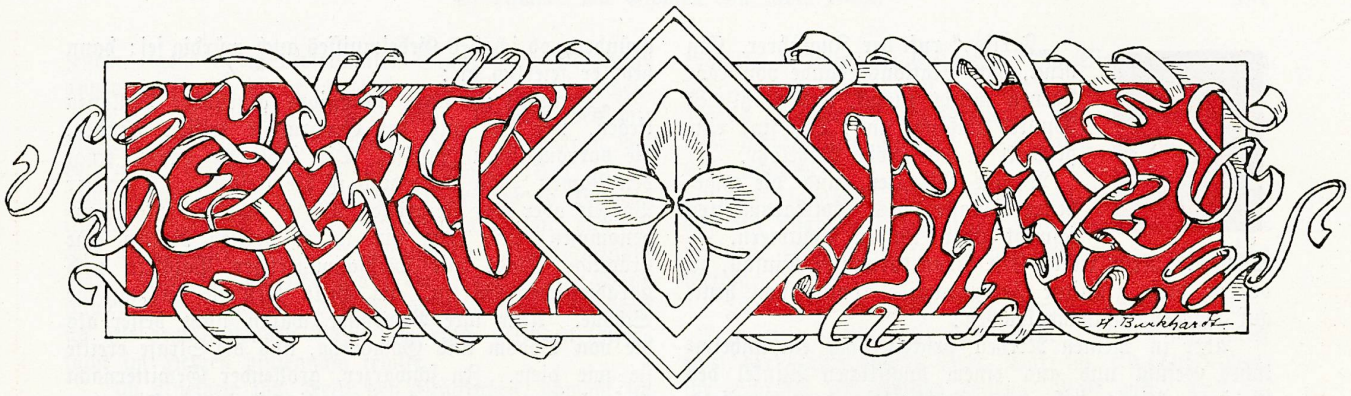
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Glocken von Isola Bella.

Von **G. Fischer**, Kaiserstuhl.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Gotthardschnellzug rasselt Göschenen zu. — In unserem behaglich durchwärmten Coupé gähnt die Langeweile. Man dämmert vor sich hin, beschneidet sich die Fingernägel, nickt in eine Zeitung oder fragt die Uhr, wie viel der Zug Verspätung habe.

Nur zwei Insaßen des Wagens bringen einiges Leben in die tote Szenerie. Der eine, ein unmenschlich dicker Herr, sitzt mir gegenüber und schnarcht seit Altdorf wie eine Dampfsäge; in Anbetracht der zehnten Vormittagsstunde eine beneidenswerte Leistung. Der andere, offenbar ein Gymnasiast, der zum erstenmal seine Schülergewissenhaftigkeit auf der Gotthardlinie spazieren führt, pendelt fortwährend zwischen beiden Wagenseiten hin und her und wischt krampfhaft an den trüben Scheiben, obwohl draußen nicht viel zu sehen ist. Die Wasserstürze haben sich fröstelnd in Nebel gehüllt, die Reuß donnert unsichtbar in der Tiefe, und die Wettertannen an den Hängen strecken verschlafen ihre Arme aus dem Schnee.

Und sie trauern natürlich, die Tannen! Seit Heine ihnen die Sehnsucht nach den Palmen des Südens angedichtet, ist ihnen die Melancholie wie eine böse Krankheit in die Krone gefahren. Die thörichten Fichten! Was wollten sie denn drüben im glühenden Wüstensand? Sich von der Tropensonne das Mark versengen lassen und zu Grunde gehen! Aber eben! Sie haben es wie wir. Was sie nicht haben können, was nicht für sie taugt, das wünschen sie . . . .

Ein schriller Pfiff unterbricht meine Gedanken. „Göschenen!" Die Passagiere steigen aus bis auf den Fleischberg mir gegenüber. Der räckelt sich aus dem Schlaf empor, reißt mit Gewalt die Lider in die Höhe und sperrt den Mund handbreit auf, wobei ein wahres Pferdegebiß zum Vorschein kommt. „Aha, wir stehen schon vor dem Loch," sagt er, durch das Fenster sehend. Dann holt er aus der weitläufigen Rocktasche eine silberne Tabaksdose hervor, nimmt mit den klobigen Fingern — sein kleinster ist dicker als mein Daumen — eine Prise und stopft die Ladung in die Nase, die vorhin die Resonanz zu seinem entsetzlichen Schnarchen gebildet hat. „Sie wollen also auch durch das Nadelöhr da vorn schlüpfen? — Hum! Sie haben doch auch Ihren letzten Willen aufgesetzt?"

Ich lächle höflich. „Für so gefährlich halte ich die Durchfahrt nicht."

„Aber ich! Ich bin sogar fest überzeugt, daß die ganze Herrlichkeit über kurz oder lang einmal zusammenpurzelt. — Sie lachen?"

„Ich habe den St. Gotthard immer für einen sehr soliden Berg gehalten, und bis dahin ist er ja auch noch so leidlich festgestanden."

„Es steht alles fest, bevor es zusammenfällt."

„Für diesmal, denke ich, kommen wir noch heil hinüber."

„Das glaube der Teufel! Es ist Frühling; wissen Sie, was das sagen will? Ich kenne den Gotthard wie meine Westentasche, und eben darum bin ich nicht so sorglos wie Sie. Durch den ganzen Gebirgsstock hinauf gähnen klafterbreite Spalten, die man bei der Tunnelbaute nur notdürftig überkleistert hat. Jahraus, jahrein sausen wilde Bergwasser diese Spalten herab und waschen sie weiter aus. Und da braucht nun bloß einmal der Berggeist die Schulter ein wenig anzustemmen" — er zeigt mit der eigenen, riesigen Achsel, wie der Berggeist anstemmen müsse — „und der Mordklapf ist da: der Berg drückt die lächerlich dünne Tunnelwölbung ein und zerquetscht Ihnen so ein Eisenbahnzüglein nicht anders, als wie ein Elephant eine Laus tot tritt." Und damit drückt er den vier Centimeter breiten Daumennagel gegen die Sitzlehne, daß man's ihm aufs Wort glauben muß, die Laus sei tot.

Ich kann nicht anders, ich lache ihm laut ins Gesicht. Er aber fährt mit einer wahren Leichenbittermiene fort: „Ich habe auch die ganz bestimmte Vorahnung, daß ich bei der fatalen Geschichte mit dabei sein werde, und solche Ahnungen trügen nie. — Uebrigens möchte ich Sie bitten, mich in Airolo zu wecken, ich schlafe jetzt wieder."

„Was! Bei solcher Gefahr denken Sie an Schlaf?"

Mein Spott bringt ihn nicht im geringsten aus der Fassung. „Ich reise niemals unversichert," antwortet er sehr ernst und zieht zwei zierliche, orangefarbene Billete aus der Tasche. „Wenn das Kartenhaus heute schon zusammenfällt, so zahlt die Bâloise meinen Erben 10,000 Franken."

Und er setzt sich bequemer in die Ecke, leise kracht die Bank unter seiner Last, gleich zwei schweren Rouleaux fallen seine Augendeckel wieder herab und ein langgedehnter Seufzer erschüttert seine Riesenbrust.

„Fertig," ruft der Zugführer. Ein Ruck, das Stationsgebäude von Göschenen weicht zurück, und plötzliches Dunkel umfängt uns: Wir sind eingefädelt in das große Nadelöhr.

Wenige Minuten, und die ungeheure Masse des Gotthardmassivs schwebt über unsern Häuptern. — Schwebt? Nein ruht! Ein hirnverbrannter Einfall, zu denken, diese granitne Felspyramide könnte von heute auf morgen zusammenkrachen!

Aber in meinen Nerven prickelt doch ein unheimliches Gefühl und aus einem ängstlichen Winkel des Gehirns kriecht leise das Schlänglein des Zweifels. Wäre es so ganz unmöglich, daß die Felsmasse einmal ins Schwanken geraten könnte? Sollte nicht ein starkes Erdbeben etwa so an einem Falb'schen kritischen Tag erster Ordnung . . . .

Ach, Unsinn!

Weiter dröhnt der Zug im Tunnel, bald stärker, bald schwächer, je nachdem die Bremsen angezogen werden.

Da horch! An mein Ohr schlägt ein Ton, der nichts mit dem Räderrollen zu thun hat. Ist das nicht Wasser, stürzendes, gurgelndes Wasser? Ganz deutlich dringt in das Rädergerassel das unheimliche Brausen und Stürzen — schweigt und erneuert sich wieder in regelmäßigen Intervallen. Ein kalter Schauer rieselt mir über den Rücken, und erschrocken sehe ich nach meinem schlafenden Gefährten und — lache gleich darauf erleichtert auf. Er ist's ja, der diese schaudervollen Töne hervorbringt; er sägt wieder, der ungefüge Koloß, und in seinen Mundwinkeln, unter dem borstigen, roten Schnurrbart, nistet ein impertinenter Zug . . . .

Grauer Dämmerschein huscht jetzt um die Fenster, heller und heller, und plötzlich flutet das blendende Tageslicht herein; der Alp über uns ist weg. Ich rüttle kräftig an dem schnarchenden Goliath: „Airolo!"

„Danke," sagt er, gähnt und erhebt sich. „Sie reisen weiter?"

„Nach Locarno, ja."

„So? Da nehmen Sie sich vor den Glocken von Isola Bella in Acht! Versichern Sie sich — gegen Unfall — gegen den Tod! Rechtzeitig! Denn die beiden sind nicht so höflich, zuerst ihre Karte abzugeben, bevor sie eintreten."

Mit den letzten Worten schiebt er seinen Riesenleib durch die Thüre. Der Wagentritt ächzt unter seinem Gewicht, schwerfällig wackelt er über die Geleise und steuert dem Restaurant II. Klasse zu, bleibt aber plötzlich stehen. Hinter der Glasthür werden die heftig abwehrenden Gestikulationen eines Kellners sichtbar und siehe da: der Koloß macht Rechtsumkehrt und schwankt über die Schienen zurück.

Eine Minute später sitzt er wieder mir gegenüber, stemmt mit einem tiefen Seufzer die beiden Riesendaumen gegeneinander, und der Zug rollt weiter.

„Das ist auch einer, der nichts von den Glocken von Isola Bella hören will," sagt er melancholisch nach einer kleinen Pause wie im Selbstgespräch.

Ich bin so höflich neugierig, mich zu erkundigen, was es denn mit diesen Glocken auf sich habe.

Er sieht mich durchdringend an, als wollte er ergründen, ob ich des Geheimnisses auch würdig sei; dann hebt er feierlich an:

„Draußen im Lago maggiore gegenüber Pallanza liegen, wie Sie aus der Geographie wissen werden, die borromäischen Inseln. Die südlichste davon trägt den Namen Isola Bella und ist die kleinste. In grauer Vorzeit aber war sie größer, als die übrigen zusammengenommen, und trug auf ihrem breiten Rücken eine prächtige Stadt mit weißschimmernden Palästen und paradiesischen Gärten. La Bella hieß sie darum, die Schöne. Aber ihre Bewohner waren nicht besser als die von Sodom und Gomorrha, und die Strafe ereilte sie wie diese. In schwarzer, grollender Gewitternacht versank ihre ganze sündige Herrlichkeit in die Tiefe des Sees. Nur das Landhaus und der Garten des einzigen Rechtschaffenen in der Stadt wurden vom Gerichte verschont und zeugen heute noch von der untergegangenen Pracht. Die Stadt aber mit ihren Marmorpalästen und Lustgärten ruht verwunschen auf dem Grunde des Lago maggiore, und durch ihre stillen Gassen streichen die Fische. Nur zu gewissen Zeiten regt sich darin gespenstisches Leben. Dumpf und schauerlich hallt dann die Domglocke, und über das Pflaster gleiten lautlos in langen, wallenden Bußgewändern die Schatten der Toten. — Und wenn ein Sterblicher die Klänge hört, wie sie geisterhaft aus der Tiefe des Wassers heraufzittern, so deuten sie ihm nichts Gutes —"

Er macht eine Kunstpause und sieht mich durchdringend an.

„Er muß bald sterben?" frage ich.

„Nicht er selber, sondern der, an den er gerade in Liebe oder Freundschaft denkt."

„Seltsam! Woher haben Sie die Sage?"

Er schüttelt unwillig den Kopf. „Sage, sagen Sie? — Die Glocken von Isola Bella habe ich selber gehört!"

„Und Ihre böse Vorbedeutung ist wahr geworden?"

Er schweigt einen Augenblick, dann sagt er kurz entschlossen:

„Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Urteilen Sie selber!

Es sind 25 Jahre her, seit ich in Locarno gewesen bin, um meiner kranken Nerven los zu werden. Der Doktor hatte mich geschickt mit dem kurzen Bericht, ich solle mich da drinnen 6 Wochen lang zum Sterben langweilen, viel auf dem Rücken liegen und mich nicht untersteh'n, einen Streich zu arbeiten, sonst werde ich nicht anders zurückkommen, als in sechs Bretter eingeschachtelt.

An das Nichtsthun hatte ich mich bald gewöhnt, das lernt sich im Süden von selber, aber mit der Langeweile wollte es nicht geh'n. Schon am ersten Abend traf ich einen Jugendkameraden, der 8 Jahre lang mit mir die selbe Schulbank gedrückt und sich hier als Kurarzt eine kleine Praxis angesponnen. Dieser machte mich seinerseits mit seiner engeren Gesellschaft bekannt, einem älteren, hustenden Herrn, namens Schmitt, mit dem schönen, windstillen Beruf eines Rentiers und einer Tochter. Daß ich's nur gleich gestehe, diese war's, welche die Langeweile von uns fern hielt . . . .

Schön war sie eigentlich nicht, aber sie hatte ein Paar dunkle Augen, tief und unergründlich und mit

jenem eigenartigen, verträumten Glanz, den Mädchenaugen annehmen, die gelernt haben, von Liebe zu sprechen.

Mit mir sprachen sie aber nicht, sondern eben mit meinem Freund, Felix Felber. Zwar verbargen die beiden ihr Geheimnis nicht ohne Geschick. Auf unsern gemeinschaftlichen Spaziergängen thaten sie so konventionell als möglich; aber es entgieng mir nicht, daß sich ihre Blicke öfter ineinander festangelten, als notwendig war. Auch wußten sie es auf die unauffälligste Weise immer so einzurichten, daß sie vorauskamen, während ich mit dem hustenden Papa und einer gelinden Eifersucht im Herzen hintennach trollte.

Ich beneidete ihn, Felix den Glücklichen, obwohl ich mir sagen mußte, daß er durchaus nicht glücklich aussah, sondern im Gegenteil von Tag zu Tag schwermütiger zu werden schien, je beredter die schönen Augen Clärchens glänzten. Waren wir gar allein, dann blickte er so trüb in die Welt und gieng so bleich und leidend einher, daß mein Neid sich in Mitleid verwandelte und ich ernstlich um ihn besorgt wurde. Indes forschte ich umsonst nach der Ursache seines geheimen Kummers; aus seinem verschlossenen Gemüt war nichts herauszubringen, bis eines Tages ein unbedachtes Scherzwort ihm die Zunge löste.

Es war ein schöner, wolkenloser Juni-Abend. Schmitts waren mit einer größern Gesellschaft nach Canobbio gefahren. Ihn hatte ein schwerkranker Patient in der Stadt zurückgehalten, und ich erwartete ihn nun im Park, aber er kam lange nicht. Ich überlegte eben, ob ich noch weiter warten oder auf eigene Faust irgendwo aus wolle, als er endlich mit schleppenden Schritten den Kiesweg heraufschlich. Verstört und wortlos warf er sich neben mich auf die Bank und krampfte die Hände ineinander.

„Was macht dein Patient?"

„Er ist tot! — Ich wollte, ich wäre auch schon so weit!"

Dieses ewige Kokettieren mit Schmerzen, die mir nur eingebildet schienen, verdroß mich, und ich sagte lustig: „Gut, stirb! Dann werde ich dein Clärchen heiraten."

Er schnellte herum. In seinen Augen flackerte eine wilde Wut, und seine Fäuste ballten sich. Ich dachte nichts anderes, als im nächsten Augenblick werde er mich packen und erwürgen. Aber er griff nicht zu; langsam und zitternd lösten sich seine Finger und sanken herab, und die Leidenschaft in seinen Augen erlosch. „So wäre es wohl am besten," sagte er leise und mit einem Ton, der mich meinen Scherz bereuen ließ. Aber nun ich ihn einmal gefaßt, wollte ich ihn nicht so leichten Kaufes loslassen.

„Ach was! Du bist rettungslos verliebt, das ist der Casus. Aber so viel Besinnung wird dir die Liebe doch noch gelassen haben, daß du weißt, was man in solchen Fällen gegen die Schmerzen thun kann: Sich erklären, Papa fragen, heiraten! Oder bist du so blind, daß du nicht merken solltest, daß sie ebenso verliebt ist wie du? Brauchst ja nur die Arme zu öffnen, und sie fällt dir hinein."

Er schüttelte still und traurig den Kopf. „Du weißt nicht, was du redest. Versteh': Man hört die Glocken von Isola Bella, wenn man an mich denkt." Und nun erzählte er mir die Geschichte, die Sie vorhin gehört haben, und fügte hinzu, er werde nicht alt. Dieselbe Hyäne, die den Toten gewürgt, von dem er komme, habe die Krallen auch in seine Brust geschlagen: die Schwindsucht.

Sein schmales, blasses Gesicht mit den roten Flecken auf den Wangen ließen seine Worte nur zu wahr erscheinen. Ich versuchte, es ihm auszureden, aber ohne Erfolg.

„Du glaubst selbst nicht daran," sagte er kurz. „Nein, nein! Mit mir ist's vorbei, wenn's auch noch zwei, drei Jahre dauern kann. Darf ich, ein Sterbender, ihr Schicksal an meines ketten! Rate mir, was ich thun soll, denn so kann ich nicht weiter leben, das ertrage ich nicht länger."

„Wenn du weiter nach dem Süden giengest, an die Riviera oder nach Algier?"

Er sah mich mit einem mißtrauischen, feindseligen Blicke an. „So seid ihr alle! Fort, abreisen, vergessen! Ich will nicht!" Und er warf sich in sinnloser Leidenschaft zur Erde und grub die Finger in den Rasen und gebärdete sich so toll, daß ich für seinen Verstand fürchtete. Alles Zureden und Rütteln half nichts. Er stand erst auf, als ein leichter Wagen durch das Hofthor rollte, und ich ihm ins Ohr sagte, Clärchen sehe es, wie er wüte. — „Und — werden sie es glauben!" — ein paar Sekunden später stand er mit einem Lächeln am Wagenschlag, bot Fräulein Schmitt und ihrem Papa die Hand zum Aussteigen und lud sie auf den Abend zu einer Kahnfahrt ein!

Der Alte wollte aber nicht und schützte Müdigkeit vor. Da bot ich mich zum Stellvertreter an.

Der Mond warf schon seinen Silberschein über die Berge, als ich mit Felix und Clärchen dem See zuschritt. Sie giengen nach ihrer Gewohnheit voraus, aber enger aneinander geschmiegt als sonst, und ich bemerkte, wie ihre Hände sich suchten und fanden. Da kam mir der Gedanke, sie allein zu lassen; er sollte erfahren, daß sein Mißtrauen gegen mich ungerecht war. Ich ließ sie voran in das Boot treten. Langsam nestelte ich die Kette los, mit welcher der grell rot und weiß bemalte Kahn befestigt war, und reichte ihm die Ruder. Dann, im Begriff, mich ebenfalls in das Schiffchen zu schwingen, that ich wie aus Versehen einen Fehltritt und zog einen tüchtigen Stiefel voll Wasser heraus.

„Hol's der Kuckuck! Da hab' ich mir das Bad schon gesegnet, bevor ich ausgezogen bin," schauspielerte ich. „Mit einem nassen Bein kann ich natürlich nicht auf den See, für diesmal müßt Ihr mich schon entschuldigen."

Felix verstand. Er warf mir einen heißen Dankesblick zu; dann faßte er fest an und steuerte mit hastigen Ruderschlägen mit seinem Glück in die glitzernde Flut hinaus.

Es dauerte nicht lange, bis ich, anders angezogen, an meinem Hotelfenster stand und — ich will es nur gesteh'n — mit dem Fernrohr nach dem See hinaussperberte. Aber das rotweiße Schifflein war nicht zu entdecken. Felix hatte sich vor neugierigen Augen hinter die Lagunen der Maggia geflüchtet....

Und wieder wollte die Schlange Mißgunst an mich heranschleichen und mich einen Dummkopf schelten. Doch ich ließ sie nicht an mich kommen und holte den strohgeflochtenen Fiasco Chianti, der in meinem Wandschrank stand und schenkte ein: die Nacht war zu schön für Neid!

In weichen Duft gehüllt, reihten sich die Berge um die weite, schweigende, dunkle Wasserfläche mit der flimmernden Silberstraße in ihrer Mitte. Vom reinsten Indigo wölbte sich der Himmel darüber, und aus dem Garten herauf dufteten betäubend die Magnolien. Doch, was fasle ich Ihnen vor! Eine Sommernacht am Lago maggior' muß man erleben, die läßt sich nicht beschreiben.

Als ich erst ein paarmal eingeschenkt, war auch der letzte Rest von Eifersucht verflogen und, mein Kristallglas von neuem bis zum Rand füllend, hob ich es hoch empor aufs Wohl der beiden Glücklichen draußen auf den Wassern. „Sollt leben und selig sein!"

Da war mir denn nicht anders, als ob das Glas einen leisen Ton von sich gebe. Und der schwoll an, immer heller und mächtiger bis zum Klang einer kleinen Kirchenglocke, nahm wieder ab und verhallte zuletzt wie ein tiefer, menschlicher Seufzer. Und drei mal wiederholte sich das entsetzliche Klingen und rieselte mir durch Mark und Gebein . . ."

Er hält inne und fährt sich mit dem Taschentuch über die Stirn, als wäre da Angstschweiß abzuwischen. Seine Augen stechen förmlich nach mir.

„Sie denken vielleicht, ich sei mit dem Glas irgendwo angestoßen und der Kristall habe so seltsam nachgeklungen? Mein Herr, der Kristall konnte nicht nachklingen, der lag schon nach dem ersten Ton in Scherben am Boden und der blutrote Wein färbte die weißen Fliesen . . .

Am Morgen nach einer unruhig verbrachten Nacht klopfte es an meine Thür, und herein trat reisefertig — Felix. Und sonderbar! Der rote Fleck am Boden war nicht auffallend; ich hatte ihn zum Teil verdeckt und doch blieben seine Augen sofort daran haften. „Hast Du sie gehört, die Glocken von Isola Bella?" fragte er dumpf.

Ich schwieg.

Er hustete und brachte das Taschentuch an die Lippen. „Es bedarf ihrer auch nicht. Sieh hier" — er hielt mir das Tuch hin, auf dem eine frische Blutspur sichtbar war — „da ist auch so ein roter Fleck, der sagt genug! — Darum will ich deinem Rate folgen, will fort mit dem Frühzug. — Ich habe in einer raschen Stunde der Liebe Seligkeit gekostet, in fliegenden Minuten das höchste Glück in meine Arme geschlossen; nun will ich gehn. Sag' ihr meinen Abschied. Warum ich fliehen muß! Daß sie mit einem Sterbenden sich nicht verbinden darf, daß sie mit einem andern — glücklich werden soll! Sag ihr — ach! Leb' wohl!"

Und ehe ich mich recht besinnen konnte, hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen. Aber im selben Augenblick hörte ich auch die Klinke der Nachbarsthüre gehn, wo Schmitts wohnten und ein leidenschaftliches Flüstern im Korridor schlug an mein Ohr. Ich erriet auch sofort den Zusammenhang. Klärchen hatte nebenan seine Worte gehört und sich ihm in den Weg geworfen. Sollte ich ihm nicht zu Hülfe eilen? Es war mir, als hätte er meinen Namen gerufen, und ich öffnete die Thür.

Richtig, da stand sie im weißen Morgenkleid und ihr Antlitz sah nicht viel anders aus, als das linnene Jäckchen, das ihre Gestalt umschloß. Er aber hielt mit abgewandtem Gesicht sie von sich ab und sagte mit erstickter Stimme: „Laß mich — ich muß!" Ich konnte es nicht länger mit ansehen und trat hinzu, um ihr zuzureden. Aber ehe ich mich's versah, warf sie sich an meine Brust und schluchzte: „Helfen Sie mir!" Und ihre flehenden, dunkeln Augen brannten mir in die tiefste Seele. — Was hätten Sie gethan?! — Ich legte ihre Hände ineinander und ging hinweg."

Er sieht starr, mit feuchten Augen durch die Scheiben und macht eine Pause, die ich nicht zu unterbrechen wage.

„Und nun noch den Schluß", fährt er fort. Ich werde mich beeilen müssen, da rollen wir ja schon Bellinzona zu.

Also zwei Jahre nachher fuhr ich wieder das Tessin hinab, gerade um diese Jahreszeit. Und es war ein Wetter, wie heute. Wie Theatersoffiten hingen die Nebel in allen Schluchten und ich hatte die bestimmte Ahnung, es müsse mir an dem Tag noch irgend etwas Trauriges begegnen. Vor allem mußte ich immer an Felix Felber denken, von dem ich seit einem Jahr, wo er mir hocherfreut die Geburt eines Knaben angezeigt, nichts mehr gehört hatte.

In Locarno fragte ich nach seiner Adresse. Man wies mich, und ich erstaunte keinen Augenblick, als man mir sagte, ich komme in ein Trauerhaus.

Ich zog die Klingel, die Thür öffnete sich — da wäre ich beinahe vor Schrecken rücklings die Treppe hinabgestürzt. Er war's, der aufthat, er, den ich sicher zu den Toten gerechnet. Er sah auch aus, wie ein Toter! Ohne ein Wort faßte er mich bei der Hand und führte mich hinein in das Zimmer, wo seine junge Frau hinter brennenden Wachskerzen aufgebahrt lag . . .

Mein Herr, ich bin sonst nicht weichherzig. Aber als ich das liebe, gute Clärchen in den Totenkissen sah, das schmale, schmale kindliche Gesichtchen, die schönen Augen für immer geschlossen, da weinte ich wie ein Kind . . .

Er schien mir verhältnismäßig gefaßt und erzählte nachher mit ruhiger Stimme wie es gekommen. Nichts Außergewöhnliches! Eine schwere Geburt, längerer Schwächezustand, und dann die galoppierende Schwindsucht. —

Das Merkwürdige ist nur das, daß unter Hunderten der Tod immer zuerst den wählt, an den wir zuletzt gedacht hätten. Nicht der Kranke, der Lebensmüde stirbt, sondern das gesunde, blühende Leben.

So war's auch hier. Die Glocken von Isola Bella hatten ihr gegolten. Denn er hat noch Jahre gelebt und nicht die Lungentuberkulose, sondern ein Zufall hat seinem Leben ein Ziel gesetzt. Ich will Ihnen das auch noch erzählen; es ist ebenso seltsam.

Ich traf ihn auf dem Bahnhof in Bellinzona; er kam von einer längeren Rundreise und wollte nach Locarno einsteigen.

„Bist Du auch versichert?" fragte ich ihn, denn das ist so meine Gewohnheit, weil ich selber niemals unversichert reise.

In treuer Hut.

Originalzeichnung von Hugo Pfendsack (Pruntrut), Paris.

CLICHÉS UND DRUCK: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT" ZÜRICH

„Ach was!“ gab er mir zur Antwort, „ich habe viele hundert Kilometer ohne Zwischenfall zurückgelegt, nun wird's wohl auch die letzten 20 noch ohne gehen.

Was geschieht! In Locarno fährt der Zug wegen falscher Weichenstellung auf ein Nebengeleise und stößt auf einige Güterwagen. Kein Unglück, nur ein scharfer Stoß und einiger Materialschaden. Er aber, durch den Lärm und die Signale ans Fenster gelockt, schlägt hart mit dem Kopf gegen den Rahmen und muß bewußtlos weggetragen werden. Drei Tage später ist er an Gehirnerschütterung gestorben.“

„Bellinzona!“ Wir halten.

„Leben Sie wohl“, sagt er kurz. Einen Moment verschwindet meine Hand in seiner Riesenfaust, dann ist er fort.

Ich sehe ihn nur noch einmal draußen auf dem Perron auftauchen, wo ein Portier höflich vor ihm an die Mütze greift.

Ich gehe hin und lege ein Trinkgeld in des Letztern Hand. „Wer war das, den Sie vorhin grüßten!“

„Der Versicherungsagent Meyer! Hat er Ihnen etwa auch so eine herzbewegliche Geschichte erzählt? Ich habe einen Bruder als Kellner in Airolo, dem hat er mit Schauergeschichten so zugesetzt, daß er des Nachts nicht mehr schlafen kann.“

Enttäuscht wende ich mich ab. Also nur Reklame! kalte, geschäftsmäßige Berechnung!

Ich ärgere mich von Herzen; am meisten über den Portier, der mir so grausam die schöne, poetische Illusion gestört hat.

Und da steht in einer Ecke ein Versicherungsautomat, der mir in grellen Lettern zuschreit: „Man reise niemals unversichert!“

Es ist ein gewisser Trotz, der mich hinzuzutreten zwingt. — Ich werfe nacheinander zwei Nickel hinein und ziehe jedesmal ein zierliches, orangefarbenes Billetchen zurück.

Ausmarsch der Zürcher Truppen

am 5. Februar 1798.

Mit Abbildung.

Zu der Truppenaufstellung gegen Frankreich im 1. Quartal des Jahres 1798, welche in ihren Hauptbestandteilen eine bernische war und welche dann am 3. März und den folgenden Tagen ein so trauriges Ende genommen hat, stellte auch Zürich ein Kontingent. Der erste Auszug desselben hatte aus 4, der zweite aus 8 Bataillonen bestehen sollen, doch war der Geist in der Bevölkerung damals schon ein so schlechter und die Regierung hatte so wenig Boden im Volk, daß man nur mit Mühe 2 Bataillone zusammenbrachte, im ganzen in einer Stärke von etwa eintausend vierhundert Mann. Das erste stund unter Kommando des Oberstlieutenant Römer, (zugeteilt: Major Ruppert). Zu demselben gehörten 2 Vierpfünder-Kanonen unter Oberlieutenant Reutlinger. Das zweite Bataillon stund unter Oberstlieutenant Wyß (zugeteilt: Major Meyer, der spätere rühmlichst bekannte Oberst Meyer) mit 2 Vierpfündern unter Lieutenant Gujer. Das erste Bataillon marschierte den 5. Februar, das zweite den 6. und 19. gleichen Monats in Zürich ab.

Des erstbenannten Bataillons Abmarsch — schreibt der Berichterstatter — welcher nachmittags um 2 Uhr stattfand, ist es, welchen der Künstler zum Gegenstand seiner wohlgelungenen Darstellung ausgewählt hat. Das von Major Ruppert kommandierte Bataillon befindet sich bereits in vollem Marsch gegen die Sihlporte. Im Vordergrund ist der Kommandant Herr Oberst Römer gerade im Begriff, sein Pferd zu besteigen. Unweit von ihm steht Herr Artillerie-Oberlieutenant Reutlinger mit gezogenem Degen, neben demselben ein Kanonier ab der Landschaft, wie er von seinen tiefbekümmerten Eltern Abschied nimmt. Zwischen den noch entlaubten Bäumen des Pelikanplatzes hindurch erblickt man 2 von sichtbarer Teilnahme ergriffene Mitglieder der Regierung in ihrer amtlicher Kleidung. Auf der rechten Seite zu äußerst ist der Erker des Grünen-Hofs; — «en face» erscheint das Thalegg, der Thalhof und «en perspective» der Thalgarten, der Bodmerische Pavillon, die Sihlporte und das Zollhaus und darüber hin, an der Grenze des Gesichtskreises, der Hönggerberg. — Auf allen Gesichtern befindet sich ein eher ernster, als freudiger Ausdruck.

Das erstere Bataillon langte den 10., das 2. den 11. Februar in Bern an und wurden dann beide nach den auf der großen Straße nach Aarberg gelegenen Dörfern Meykirch und Frienisberg und Umgebung vorgeschoben, woselbst sie den linken Flügel der den eidgenössischen Hülfstruppen zum Standquartier angewiesenen Reservestellung bildeten. Hier blieben sie bis den 1. März, an welchem Tage sie nach Aarberg, teilweise sogar über diesen Ort hinaus vorzurücken hatten. Während dessen drangen Abteilungen der französischen Division Schauenburg in der Nähe über Wengi gegen Bern vor, nachdem sie unweit Nidau bei Belmont mit der Legion romande unter Roveréa ein Gefecht bestanden hatten. So nahe die Zürcher auch stunden, kamen sie doch nicht zum Schuß, so groß war damals bereits die Rat- und Planlosigkeit in der eidgenössischen Armee.

„Da empfing Oberst Römer den verhängnisvollen durch die Kriegskanzlei Bern ausgefertigten Befehl, infolge der Unterzeichnung der Kapitulation der Stadt Bern, alle Feindseligkeiten einzustellen und die Truppen nach Hause zu entlassen. Da indes dieses trostlose Blatt jeder offiziellen Beglaubigung ermangelte, so erbat sich Oberst Römer folgerecht von seinem in Bern stehenden Vorgesetzten, Feldkriegsrat Escher bestimmte Verhaltungsbefehle. Der mit dem Schreiben abgefertigte Dragoner kehrte jedoch nach einigen Stunden unverrichteter Sache zurück, weil, nach glaubwürdiger Versicherung, die ganze Gegend von französischen leichten Truppen bereits besetzt sei. In Folge dessen blieb nun nichts anderes mehr übrig, als einen entschlossenen Parlementär-Offizier: Lieutenant Spöndli, in Begleit eines Waldhornisten (abends gegen 6 Uhr) nach Bern abgehen zu lassen, zunächst an Feldkriegsrat Escher oder in dessen Abwesenheit, an den französischen General, um sichern Abzug von demselben auszuwirken. Nachdem jedoch Lieutenant Spöndli bis den folgenden Tag (6. März) 9 Uhr nicht wieder zurück war, so entschloß sich Hauptmann Schweizer als zweiter Parlementär ebenfalls nach Bern zu gehen.

Am Nachmittag kehrten unsere beiden Parlementärs zurück — aber im Begleit eines französischen Husarenoffiziers, mit dem Befehl des General Schauenburg, die Waffen niederzulegen und ihm die Fahnen zu übersenden. Man erwiderte ihm, daß der französische General, wenn er von dem Sachverhalt genauer unterrichtet wäre, sehr wahrscheinlich günstigere Bedingungen zugestehen würde, worauf diesfällige Vorschläge an den General Schauenburg zu überbringen und solche nach ihrem besten Vermögen zu unterstützen, Major Meyer und Hauptmann Schweizer sich anerboten.

Nachdem unsere Parlementärs in Bern bei General Schauenburg eingetroffen waren und dieser ihnen den früheren Befehl mit kurzen Worten wiederholt hatte, so erwiderte Major Meyer demselben folgendes:

«Mon général! Voila 1500 Suisses, qui n'ont fait que leur devoir envers la patrie. On leur a ordonné de marcher sur la frontière, pour la couvrir contre un ennemi, qui la voulait envahir. Fidèles à notre patrie, fidèles à nos légi-